

BARBARA POTTHAST
KRISTIN RHEINWALD
DIETMAR TILL (Hg.)

Mörike und sein Freundeskreis



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



BEIHEFTE ZUM *Euphorion*
Zeitschrift für Literaturgeschichte
Heft 81

Herausgegeben von
Wolfgang Adam



BARBARA POTTHAST
KRISTIN RHEINWALD
DIETMAR TILL (Hg.)

Mörrike und sein Freundeskreis

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Druck dieses Bandes wurde ermöglicht durch
eine Spende von Dr. Martin Mörike, München.

UMSCHLAGBILD:

Drei Freunde in einem Mantel. Federzeichnung von
Eduard Mörike, 1824. Deutsches Literaturarchiv Marbach,
Inventarnummer 12062.

Auf dem Blatt mit Mörikes Zeichnung, der Rückseite eines
Urlaubsgesuchs von Johannes Mährlen ans Tübinger Stift, findet
sich noch eine zweite, ähnliche Zeichnung mit drei Männern
in einem Mantel aus der Feder von Ludwig Amandus Bauer.
Darunter hat Mörike geschrieben: »Wir wollten uns alle in
Einen Mantel stecken und gleichsam Einen Mann vorstellen,
um leichter durchzukommen«.

ISBN 978-3-8253-6385-7

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2015 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Inhalt

| | |
|--|-----|
| BARBARA POTTHAST, KRISTIN RHEINWALD, DIETMAR TILL Einführung | 7 |
| SIGURD PAUL SCHEICHL Vi vi vicariat. Zum Stil Mörikes in Briefen an Freunde | 13 |
| BURKHARD MOENNIGHOFF Ehrfurchtsvollst gewidmet; gebaichnet vom Verfasser. Zueignungen Eduard Mörikes | 33 |
| WOLFGANG BRAUNGART Lyrik – Lebenswelt – Soziale Welt. Zu einem grundlegenden Zusammen- hang in den Gelegenheitsgedichten Eduard Mörikes | 47 |
| JÜRGEN WERTHEIMER » – Ja, die liebsten Freunde seh' ich Achselzuckend von mir weichen«: Entfreundungsstrategien in Mörikes Lyrik | 63 |
| JÜRGEN BROKOFF Der Kreis als soziale Figuration und ästhetische Form. Anmerkungen zu einer literaturgeschichtlichen Reflexion bei Eduard Mörike | 73 |
| HELMUT J. SCHNEIDER »Liebe Kunstverwandte«. Romantische Kunsterfahrung und musische Gemeinschaftsstiftung in Mörikes Erzählung <i>Mozart auf der Reise nach Prag</i> | 89 |
| CLAUDIA LIEBRAND Fragmente einer Sprache der Freundschaft. Die Korrespondenz zwi- schen Mörike und Waiblinger | 109 |
| UIRICH GAIER Orplid: Politische Satire bei Eduard Mörike und Ludwig Amandus Bauer | 129 |
| BARBARA POTTHAST »aber wie ein Aal entwandest du dich wieder meinen Händen«. Ernst Friedrich Kauffmann und Eduard Mörike | 159 |

| | |
|---|-----|
| MATHIAS MAYER | |
| Selbsterschöpfung. Rudolf Lohbauer im Horizont Mörikes | 179 |
| MICHAEL PERRAUDIN | |
| Mörike und seine »Bundesgenossen« der »Heineschen Schule«: Sensualismus, Materialismus und Blasphemie | 191 |
| ERNST ROHMER | |
| Ideen, Ideale und Intrigen. Eduard Mörike und der Messianismus der Zeit | 213 |
| BETTINA WILD | |
| »Er hatte keinerlei Sinn für religiöse und politische Befreiung, und doch liebte er ungestört die Kämpfer für diese Gebiete.« Berthold Auerbach und Eduard Mörike | 231 |
| PETER HUBER | |
| Johannes Mährlen und sein Einfluss auf Eduard Mörike | 251 |
| MATTHIAS LUSERKE-JAQUI | |
| »Heisa juchheisa dudeldumdei«. Über Gustav Schwabs Schiller | 265 |
| GÜNTER OESTERLE | |
| Späte Freundschaft. Eduard Mörikes Bedeutung als »ästhetischer Gewissensrath« für jüngere Poeten des Nachmärz | 281 |
| KRISTIN RHEINWALD | |
| Poesie versus Ökonomie: Mörike und seine Brüder | 299 |

Einführung

Eduard Mörike hatte großes Talent für die Freundschaft – seine Qualitäten als Freund wurden von den Zeitgenossen gerühmt. Seine Freunde schätzten die Liebenswürdigkeit seines Wesens, seine Empfindsamkeit für das Gegenüber und seine Phantasie im Gestalten der Freundschaft. Umgekehrt haben Freundschaften dem labilen Dichter sehr viel bedeutet, sie stabilisierten ihn, halfen ihm bei der Lebensbewältigung – nicht selten auch ganz konkret, etwa durch finanzielle Unterstützung. Mörike war der geheime Mittelpunkt eines ihn umgebenden Netzwerks von Freunden; die meisten seiner Freundschaften bestanden seit der Jugendzeit und hielten oft das ganze Leben hindurch. Dabei gab es immer auch Krisen und zum Teil jahrelange Unterbrechungen dieser Beziehungen. Mörike war ein empfindlicher Mensch und konnte andere durch seine Rückzüge und Unzuverlässigkeiten kränken. Die meisten seiner Freundschaften weisen Brüche auf, abrupte Wechsel zwischen Nähe und Distanz, Vertrautheit und Entfremdung.

Schon bei einem ersten Blick auf Mörikes Werk zeigt sich die immense Bedeutung der Freundschaft für ihn – an den ausgedehnten Briefwechseln (so schrieb er beispielsweise rund 600 Briefe an Wilhelm Hartlaub und dessen Familie), an den vielen Gelegenheitsgedichten, Andichtungen, Widmungen und literarischen Anspielungen auf die Freunde. Mörike war nicht der verträumte Sonderling und Provinzler, den man lange Zeit in ihm sehen wollte – er war, wie wir heute sagen würden, bestens vernetzt. Er stand in Verbindung mit den wichtigsten Intellektuellen der Region, und, nachdem sein Name in der zweiten Jahrhunderthälfte außerhalb Württembergs bekannt geworden war, auch mit Dichtern und Künstlern wie Theodor Storm, Paul Heyse, Emanuel Geibel, Friedrich Hebbel und Moritz von Schwind. Die intensiven Briefwechsel kompensierten den begrenzten Lebensraum Mörikes, der zeitlebens die heimatliche Landschaft – den Umkreis von Ludwigsburg und Stuttgart, das Neckarland um Tübingen, die Schwäbische Alb und das fränkische Unterland – nicht verließ und nur wenige Reisen in angrenzende Territorien unternahm.

Mörike suchte bei seinen Freunden, von denen viele wie er Dichter oder Schriftsteller waren, die Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens – die Beziehungen waren meist innig und bestimmt durch einen intimen und schwär-

merischen Ton, so wie er 1840 in Mörikes Brief an Wilhelm Hartlaub, seinen engsten und treuesten Freund, anklingt:

Ich grüße Dich in Deiner Einsamkeit, Geliebtester, und wünsche nichts so sehr, als daß ich sie auf ein paar Tage mit Dir theilen könnte! Es ist nun einmal wahr, und warum soll ich Dirs nicht wiederholen, da mich das Herz antreibt: ich weiß neben Bruder und Schwester kein andres Menschenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich mich so wie bei Dir daheim befände, d. h. so innig in mir selber bleiben könnte.¹

Noch emphatischer schrieb Mörike 1827 an Johannes Mährlen: »Ja die alte MELODIE des Wassers! Ich höre sie! Daß *Du* sie nicht auch hörst! Ich fühle nun wie innig ich Dich liebe! Wie unzertrennlich Du von mir bist.«² Die Intimität zwischen Männerfreunden, die in diesen Briefpassagen zum Ausdruck kommt, ist nicht zuletzt etwas spezifisch Württembergisches. Wie seit Jahrhunderten wurden auch zu Mörikes Zeit die begabtesten jungen Männer des Landes in ehemaligen Klosterschulen, den Evangelischen Seminaren in Urach, Blaubeuren und Maulbronn, unterrichtet, und wer – wie Mörike – Pfarrer werden oder zur intellektuellen Elite Württembergs gehören wollte oder sollte, studierte danach weiter im Tübinger Stift. Die klösterliche Sozialisation, die Weltabgewandtheit und exklusive Strenge der Erziehung in Seminar und Stift erzeugten einen starken Zusammenhalt nach innen und eine rigide Abgrenzung nach außen. Auch zum Verbot der Frau als Ziel von Wünschen junger Männer bildete die geistig-seelische Liebe zum eigenen Geschlecht ein Gegengewicht. Aus diesem Milieu stammten die meisten und die wichtigsten von Mörikes Freunden: Wilhelm Waiblinger, Ludwig Amandus Bauer, Johannes Mährlen, Wilhelm Hartlaub, Friedrich Theodor Vischer, David Friedrich Strauß. Manche der Freunde wie Mährlen, Hartlaub und Waiblinger traf Mörike bereits im Seminar in Urach und blieb seitdem mit ihnen befreundet, manche wie Strauß und Vischer lernte er erst im Stift kennen. Wieder andere wie Ernst Friedrich Kauffmann und Rudolf Lohbauer kannte Mörike bereits aus seiner Ludwigsburger Volksschulzeit, später traf er sie in Tübingen und Stuttgart wieder.

Eine Jugend in strenger klösterlicher Atmosphäre, abgetrennt von der Familie, macht angewiesen auf die Freundschaften mit den Mitschülern und Studienkollegen. Sein ganzes Leben beschwor Mörike in Briefen und Gedichten

¹ Am 12. August 1840, in: Eduard Mörike: *Werke und Briefe*, hg. von Hubert Arbogast u. a., 19 in 24 Bden., Stuttgart 1967 – 2008 (Historisch-kritische Gesamtausgabe), Bd. 13, S. 111 (fortan als *HKG* zitiert).

² Am 10. September 1827, *HKG* 10, S. 173.

das Lebensgefühl der intensiven Freundschaften hinter Klostermauern, zu denen wesentlich die Empfänglichkeit für Schönheit und das gemeinsame Verständnis für Poesie und Kunst gehörten. Im Studienplan des Stifts hatten die Übersetzung, Nachbildung und Deutung von klassischer Literatur – als obligatorische Veranstaltungen der Artistenfakultät – große Bedeutung. Die gemeinsame Beschäftigung mit Texten und Poesie und die seelische Nähe zwischen den Freunden ergaben das kreative Fluidum, das Mörke zum Dichten brauchte. Gut zehn Jahre nachdem er das Stift verlassen hatte, schrieb er ein Gedicht, das ausdrückt, wie sehr dieses »lang gewohnte Glück« der Gemeinschaft mit den Freunden auch für die Zukunft lebendig gehalten werden musste, um weiter dichten, ja um weiter existieren zu können. Das Gefühl der Verbundenheit und Vertrautheit musste, nachdem die Freunde nicht mehr ständig präsent waren, in sich selbst und mit sich selbst allein hergestellt werden. So sagt der lyrische Sprecher als Trost zu seinem eigenen Herzen: »Laß uns fest zusammenhalten! Denn wir kennen uns einander«.

Trost (1837)

Ja, mein Glück, das lang gewohnte,
 Endlich hat es mich verlassen!
 – Ja, die liebsten Freunde seh' ich
 Achselzuckend von mir weichen,
 Und die gnadenreichen Götter,
 Die am besten Hülfe wüßten,
 Kehren höhnisch mir den Rücken.
 Was beginnen? werd' ich etwa,
 Meinen Lebenstag verwünschend,
 Rasch nach Gift und Messer greifen?
 Das sei ferne! vielmehr muß man
 Stille sich im Herzen fassen.

Und ich sprach zu meinem Herzen:
 Laß uns fest zusammenhalten!
 Denn wir kennen uns einander,
 Wie ihr Nest die Schwalbe kennet,
 Wie die Zither kennt den Sänger,
 Wie sich Schwert und Schild erkennen,
 Schild und Schwert einander lieben.
 Solch ein Paar, wer scheidet es?

Als ich dieses Wort gesprochen,
 Hüpfte mir das Herz im Busen,
 Das noch erst geweinet hatte.³

³ *HKG* 1.1, S. 156.

Während seiner Jahre im Stift war Mörikes Phantasie auf die äußere, ihm weitgehend verbotene Welt gerichtet, sie war sein Sehnsuchtsraum. Später, nachdem er Tübingen verlassen hatte, kehrt sich die Perspektive um – wie hier im Gedicht, in dem sich das Ich nach vergangener Gemeinschaft, Nähe und Verständnis sehnt: »Wie sich Schwert und Schild erkennen, | Schild und Schwert einander lieben. | Solch ein Paar, wer scheidet es?« So oder so blieben die Freundschaften aus Seminar und Stift das entscheidende Stimulans von Mörikes Kunst; den Verlust der unmittelbaren Gemeinschaft mit den Freunden kompensierte er später durch einen intensiven Freundschaftskult in Briefen und literarischen Texten.

Mörikes Freundschaften standen im Zeichen von Literatur, Kunst und Phantasie – sie prägten die Kommunikationsformen und bildeten die Themen und Inhalte der Freundschaften: Man sprach und schrieb über Bücher, Musik und Theater, freilich auch über Alltägliches und häusliche Begebenheiten. Die Freunde beeinflussten einander literarisch und intellektuell, für Mörike bildeten sie eine Art Resonanzraum für seine Dichtungen.⁴ Die Verbindung von Freundschaft und Poesie war so eng, dass sogar Symposien entstanden, mit dem Freund erfundene poetische Welten, die gemeinsam bedichtet wurden. Mit Ludwig Amandus Bauer begann Mörike im Sommer 1825 einen Dialog in literarischen Texten über das gemeinsam erfundene mythische Land Orplid. So entstanden mehrere Orplid-Dramen und -Gedichte; sie sind Ausdruck einer Sehnsucht nach Freiheit und Weite und zugleich auch deren Surrogat – poetische Phantasiewelten als Ersatz für ungelebtes Leben, für hinter Mauern verbrachte Jugendjahre. Bauer erinnert sich in einem Brief von 1826 an die Initiation zum poetischen Gemeinschaftsprojekt und daran, wie Orplid von Anfang an als eine Dimension der Freiheit und Phantasie geschaffen wurde:

Es war, soviel weiß ich, ein herrlicher Morgen: du führtest mich an die Quelle links von der Reutlinger Straße, dann giengen wir noch eine Weile im Walde spazieren, als wir eben von dem Fußwege auf die Straße kommen wollten, sagte ich: wir sollten mit Zweigen eine Hütte bauen im Walde, und dies sollte vorstellen, wie sich Leute eine Stadt bauen – wie müßte sie doch heißen? »Orplid,« sagtest du. Nun stupfstest du mich, ob ich nicht einmal das Herz haben würde, Nachts zu dir zu kommen, und sprachest auch davon, daß wir dann des Mährlens Klavier heraus tragen und in der Nacht auf freiem Felde

⁴ Wolfgang Braungart spricht in diesem Zusammenhang von einer »Ästhetik der Geselligkeit« und davon, dass mit vielen Gedichten Mörikes »die soziale Situation vollzogen« wird; vgl. ders.: *Prolegomena zu einer Ästhetik der Geselligkeit (Lessing, Mörike)*, in: *Euphorion* 97.1 (2003), S. 1–18, Zitat: S. 1.

darauf spielen wollten. Es schlug 10 Uhr, ich mußte fort; aber vor des Bengels Kollegium, etwas vor 3 Uhr, kamst du zu mir, wir schwänzten, und entwarfen so leicht hin die Gestalt der Insel, wie ich sie noch auf einem Papiere habe.⁵

Eine utopische Vorstellung wie Orplid implizierte in den späten 20er Jahren der Vormärz-Epoche immer auch politische Kritik; Bauer wie Mörike entwarfen in ihren Dichtungen Orplid als ein satirisches Gegenmodell zum Metternich'schen Restaurationsstaat. Es wird heute nicht mehr bestritten, dass der lange Zeit als unpolitischer »Mensch im Schlafrock und in Pantoffeln« (Gutzkow)⁶ geltende Mörike der liberalen Bewegung nahestand.⁷ Zwar engagierte er sich nie aktiv in den Burschenschaften oder der bürgerlichen Oppositionsbewegung und äußerte sich – auch in seinen Briefen – kaum politisch. Doch Mörikes Gedichte und Erzählungen zeugen durch ihre dichten Verweise, Bildbezüge, Anspielungen und Wortspiele von seinem kritischen politischen Bewusstsein. Dabei ist seine Position immer auch durch das Bekenntnis zur beschränkten Existenz markiert, durch tiefe Skepsis gegenüber der politischen Aktion und den eigenen politischen Wirkungsmöglichkeiten. Unübersehbar ist, dass Mörikes revolutionär gesinnte Freunde für sein politisches Bewusstsein und seine Dichtungen eine zentrale Rolle gespielt haben.⁸

Fast alle Freunde Mörikes gehörten zur liberalen Oppositionsbewegung oder sympathisierten zumindest offen mit ihr; viele waren Burschenschaftler und einige, wie Rudolf Lohbauer und Ernst Friedrich Kauffmann, wurden wegen ihrer revolutionären Gesinnung verfolgt und inhaftiert. Lohbauer war Aktivist des Hambacher Festes, wurde wegen revolutionärer Umtriebe verhaftet und ging dann ins Schweizer Exil. Wie Johannes Mährlen war er Journalist bei der berüchtigten radikalliberalen Zeitung *Der Hochwächter*. Von

⁵ Ludwig Amandus Bauer an Eduard Mörike, 27. Juni 1826, in: ders.: *Briefe an Eduard Mörike*, hg. von Bernhard Zeller und Hans-Ulrich Simon, Marbach 1976 (Marbacher Schriften, 12), S. 57.

⁶ Karl Gutzkow: *Dionysius Longinus. Oder: Ueber den ästhetischen Schwulst in der neuern deutschen Literatur*, Stuttgart 1878, S. 28.

⁷ Vgl. Barbara Potthast: *Der politische Mörike*, Jahrgabe der Mörike-Gesellschaft 2014 (Privatdruck) und Fredy Meyer: *Eduard Mörike als politischer Dichter*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 75.3 (2001), S. 387–421.

⁸ Ulrich Gaier: *Der Kreis um Mörike. Schwäbische Romantik*, in: ders. u. a. (Hg.): *Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1000–1800*, Bd. 2, Ulm 2003, S. 1161–1175 und Alexander Reck: *Beziehungen*, in: Inge und Reiner Wild (Hg.): *Mörike-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart/Weimar 2004, S. 11–19.

Wilhelm Waiblinger, dessen Freiheitsanspruch und Rebellion sich nicht zuletzt gegen restaurative Denk- und Lebensformen richteten, war Mörike tief beeindruckt; Ernst Friedrich Kauffmann, einen der Anführer eines 1833 gescheiterten Revolutionsversuchs in Württemberg, verehrte und liebte er als kongenialen Vertoner seiner Gedichte. Friedrich Theodor Vischer, liberaler Paulskirchenabgeordneter, war Mörike ein lebenslanger Berater und Kritiker. – Durch die Bindung an die politisch engagierten Freunde bewegte sich Mörike in einem geistigen Raum liberaler Vorstellungen und Ziele; er fühlte sich zugehörig, ohne sich jemals ausdrücklich dazu zu bekennen.

Das Phänomen des Freundeskreises um Eduard Mörike wurde bisher von der Forschung weitgehend vernachlässigt – wir danken Prof. Dr. Ulrich Gaier, Konstanz, für den Hinweis auf die vielfältigen Problemstellungen, die mit den Freundschaften Mörikes verbunden sind und die neue Perspektiven auf das Verständnis seines Werkes eröffnen. Die Beiträge dieses Bandes gingen aus einer literaturwissenschaftlichen Tagung der Mörike-Gesellschaft in Verbindung mit der Abteilung für Neuere deutsche Literatur der Universität Stuttgart und des Seminars für Allgemeine Rhetorik der Universität Tübingen hervor, die im Sommer 2012 in Stuttgart stattfand. Wir danken der LBBW-Stiftung, der Richard-Gottschalck-Stiftung, der Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart, der Stiftung Kunst, Kultur und Bildung der Kreissparkasse Ludwigsburg und dem Internationalen Zentrum für Kultur- und Technikforschung der Universität Stuttgart (IZKT) für die Förderung dieser Veranstaltung.

Unser besonderer Dank gilt Dr. Martin Mörike, München, für die großzügige Finanzierung dieses Bandes.

Stuttgart, im Sommer 2015

Barbara Potthast, Kristin Rheinwald, Dietmar Till

Vi vi vicariat. Zum Stil Mörikes in Briefen an Freunde

Angesichts der riesigen Korrespondenz Mörikes, von der sehr viel erhalten geblieben ist, ist hier Konzentration auf einige wenige Fragen geboten, ist doch von den derzeit bekannten 2.190 Briefen (zu denen noch 380 indirekt bezeugte kommen)¹ ein ganz großer Teil an die Jugend- und Studienfreunde gerichtet, die meisten an Wilhelm Hartlaub und dessen Familie.

Während noch ein kleines Mörike-Handbuch von 1987 die Briefe des Dichters als besondere literarische Textsorte und seinen Briefstil so gut wie überhaupt nicht behandelt,² hat sich inzwischen, nach Vorliegen der Brief-Bände der Historisch-kritischen Gesamtausgabe³ und aufgrund der Arbeit von Kristin Rheinwald,⁴ die Ansicht durchgesetzt, dass Mörikes Briefe, insbesondere die an seine Freunde, nicht nur, wie in der älteren Forschung, in Hinblick auf die Entstehung seiner Texte und auf die Ermittlung der jeweiligen Autorintention sowie als Belege der Rezeption Beachtung verdienen, sondern auch als eigenständige sprachliche Gebilde.

»Die familiären, verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen bilden ein Geflecht breit gefächerter Kommunikation, liebevoller Anteilnahme, wechselseitiger Unterstützung und starker Emotionalität. Auffällig ist die hohe Bedeutung des Briefes für Austausch und Pflege der Beziehungen«,⁵ schreiben Inge und Reiner Wild in ihrem *Mörike-Handbuch*. Voraussetzung dafür, dass ein solches »Geflecht« sich bilden und erhalten

¹ Jutta Reusch: *Briefwerk*, in: Inge Wild, Reiner Wild (Hg.): *Mörike-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart/Weimar 2004, S. 19–26, hier: S. 19.

² Birgit Mayer: *Eduard Mörike*, Stuttgart 1987.

³ Eduard Mörike: *Werke und Briefe*, hg. von Hubert Arbogast u. a., 19 in 24 Bden., Stuttgart 1967–2008 (Historisch-kritische Gesamtausgabe). Die Briefe Mörikes finden sich in den Bänden 10–19 (1982–2006); im Folgenden wird diese Ausgabe mit dem Kürzel *HKG* zitiert.

⁴ Kristin Rheinwald: *Eduard Mörikes Briefe: Werkstatt der Poesie*, Stuttgart/Weimar 1994.

⁵ Inge Wild, Reiner Wild: *Eduard Mörike. Sein Leben und seine Zeit*, in: dies.: *Mörike-Handbuch*, S. 1–11, hier: S. 3.

konnte, war angesichts der damaligen Verkehrsverhältnisse das Schreiben und Lesen von Briefen – denn das »Geflecht« umfasste das ganze Württemberg. Bedeutsam sind in diesem Sinn die nicht seltenen Hinweise,⁶ dass der Empfänger eines Briefs (auch Mörike selbst) diesen von anderen Freunden mitlesen ließ und an andere Freunde weiter schickte (zumeist mit der Bitte um Rücksendung). Diese Briefe waren also nur teilweise privat im engeren Sinn; das »Geflecht« der Kommunikation umfasste nicht nur die eigentlichen Briefpartner (allerdings gab es auch Briefpartner außerhalb dieses »Geflechts«; sie können in diesem Aufsatz nur am Rand berücksichtigt werden).

Hier soll es wenigstens in einigen Andeutungen darum gehen, wie der Brief in diesen Beziehungen funktioniert, zumal in den Beziehungen zu Wilhelm Hartlaub⁷ und Johannes Mährlen,⁸ Freunden also aus der Uracher und Tübinger Schul- und Studienzeit, weshalb in diesen Briefen häufig von sehr persönlichen gemeinsamen Erinnerungen die Rede ist. Briefe, die auf solchen gemeinsamen prägenden Jugenderfahrungen beruhen und immer wieder auf diese anspielen, werden notwendigerweise (selbstverständlich nicht nur in diesem Freundeskreis) ganz besonders beschaffen sein. Im Mittelpunkt des Interesses stehen im Folgenden die Auswirkungen dieses Naheverhältnisses der Korrespondenzpartner auf die sprachliche Gestaltung der Briefe.

Dass der Brief für Mörike in Zeiten von Schaffenskrisen die »einzig mögliche literarische Tätigkeit« gewesen ist,⁹ erklärt sowohl die Qualität als auch die Quantität seines Briefwerks mindestens zum Teil. Auf diese biographischen Bezüge werde ich nicht eingehen können; die Zitate aus den jeweiligen Briefen sollen vielmehr zeigen, wie sorgfältig und bewusst der Dichter in ihnen verschiedene stilistische Mittel einsetzt. Auf diesen liegt der Schwerpunkt meiner Überlegungen, anders als bei Kristin Rheinwald, bei der sich zwar selbstverständlich auch interessante Beobachtungen zum Stil finden,¹⁰ deren Interesse aber besonders dem Brief als komponiertem Text gilt; in gründlichen Analysen stellt sie exemplarisch den genau durchdachten

⁶ Z. B. Eduard Mörike an Wilhelm Hartlaub, 8. März 1856, *HKG* 16, S. 258 sowie Eduard Mörike an Wilhelm Hartlaub, 19. Februar 1862, *HKG* 17, S. 183.

⁷ Alexander Reck: *Beziehungen*, in: Inge Wild, Reiner Wild: *Mörike-Handbuch*, S. 11–19, hier: S. 12. Die Briefe an Hartlaub sind oft an die ganze Familie gerichtet, was ich nicht berücksichtigen kann.

⁸ Ebd., S. 12 f.

⁹ Rheinwald: *Eduard Mörikes Briefe*, S. 9.

¹⁰ Z. B. ebd., S. 27 (zum Dialekt), S. 34 (zu Diminutivformen), S. 68 (zur Verwendung von unvollständigen Sätzen). Besonders fruchtbar scheinen mir die Überlegungen zur optischen Strukturierung der Briefe, S. 74 f.

Aufbau vor allem von zwei Briefen dar.¹¹ So wie nicht alle Briefe so genau komponiert sind wie die von Kristin Rheinwald analysierten, so ist übrigens auch Mörikes stilistische Sorgfalt zwar durchweg groß, aber doch nicht immer im gleichen Ausmaß.

Um mich nicht in der Fülle von Briefen zu verlieren, behandle ich mit wenigen Ausnahmen nur solche, die in der recht umfangreichen Auswahl von Gerhart Baumann¹² stehen; deren philologische Mängel korrigiere ich aufgrund der insgesamt 10 bzw. 11 Briefbände der Historisch-kritischen Gesamtausgabe.

Auf einen Vergleich der Schreibweise in den Briefen an Jugendfreunde mit den an die Familie, an Luise Rau und an Margarethe Speeth gerichteten muss ich verzichten. Wegen ihres ausgeprägten und sonst seltenen Freundschaftspathos behandle ich auch die Briefe an den schon 1830 verstorbenen Wilhelm Waiblinger nicht; in ihnen gelten andere stilistische Regeln und überdies beschränken sie sich wegen des frühen Tods von Waiblinger auf einen kurzen Zeitraum. Nicht eingehen werde ich ferner auf Fragen, die die Entwicklung von Mörikes Briefstil über die Jahre und Jahrzehnte betreffen. Es werden also Briefzitate aus ganz unterschiedlichen Lebensphasen des Autors nebeneinander stehen.

Ich beginne mit einem Blick auf ein Schreiben, das nicht an einen engen Freund gerichtet ist, sondern an den wesentlich älteren und bereits im Literaturbetrieb etablierten Gustav Schwab (* 1792), von dem Mörike Förderung bei der Suche nach einer Tätigkeit außerhalb des kirchlichen Diensts erhoffte. Dieser Brief vom 22. März 1828¹³ zeigt, wie genau Mörike – was bei einem Menschen seines Bildungsstands nicht überraschen kann – die im frühen 19. Jahrhundert geltenden Regeln höflicher Korrespondenz¹⁴ zu befolgen versteht. Der Brief beginnt:

Indem ich den Gedanken fasse, mich in einer wichtigen Angelegenheit und mit einer großen Bitte an Sie zu wenden, bewegt mich ein sonderbarer Wechsel von freudigem und herzlichem Muthe und von zaghafter Schüchternheit;

¹¹ Ebd., S. 15–57; die ausgewählten Briefe sind an Waiblinger (3. oder 4. August 1824) und an Luise Rau (19. und 20. Mai 1830) gerichtet. Vgl. aber z. B. auch S. 64–66 zu einem Brief an Kauffmann von 1825.

¹² Eduard Mörike: *Briefe*, hg. von Gerhart Baumann, Stuttgart 1959 (Sämtliche Werke, 3). Baumanns Text ist im Detail nicht verlässlich.

¹³ *HKG* 10, S. 203 f.

¹⁴ Rheinwald: *Eduard Mörikes Briefe*, spricht zu Recht von einer »Blütezeit der Briefkultur« (S. 9).

aber ich halte jenes erstere Gefühl fest, weil es das ursprüngliche ist, und ich immer wieder darauf zurückkomme.¹⁵

In einem langen, überlegt und verschachtelt gebauten Satz mit rhetorisch sorgfältig gewählten Verdoppelungen und Kontrastierungen drückt Mörike hier nicht viel mehr als eine einfache Bitte um Entschuldigung dafür aus, dass er sich überhaupt an Schwab wendet. Erst nach weiteren, ähnlich weit-schweifigen Sätzen beendet er die Einleitung mit dem formelhaften Absatz: »Ich will Sie nicht mit zu vielen Worten aufhalten. Erlauben Sie, daß ich kurz seyn darf.« Was er schon längst nicht mehr ist.

Mörike spricht dann, Rücksicht darauf nehmend, dass auch Schwab eigentlich Theologe gewesen ist, also mit Umschweifen, seinen Wunsch nach einer »meiner ästhetischen Tendenz entsprechende[n] Thätigkeit«¹⁶ außerhalb des Pfarramts aus. Die wiederum – bis zur Wahl der Schrift – perfekt stilisierte Abschlussformel des Briefs lautet:

In der Hoffnung, daß Sie das Vertrauen und die Freiheit verzeihen werden, womit ich mich an Sie gewandt habe und mit dem Ausdruck der lebhaftesten Verehrung bin ich

EUER WOHLGEBOREN
gehorsamer MÖRISCHE.¹⁷

Ganz ähnlich formuliert Mörike seine ersten Briefe an Theodor Storm, etwa den vom 26. Mai 1853, mit ausführlichen Entschuldigungen dafür, dass er auf eine schon »vor Jahren« erfolgte Zusendung aus dem Norden erst jetzt antworte. Soeben »ist doch mit dem Erscheinen beifolgenden Schriftchens eine erwünschte äußere Veranlassung gegeben, an Ihrer Thüre anzuklopfen. Nehmen Sie diese Kleinigkeit womöglich mit der alten Güte auf!«¹⁸

Ein drittes Beispiel für seine vollkommene Beherrschung der Konventionen des Briefstils wäre der erste Brief Mörikes an den Maler Moriz von Schwind, eine Bitte um eine Zeichnung zu einem Gedicht, die mit diesem in der Zeitschrift *Freya* erscheinen sollte. Mörike eröffnet diesen Brief mit der Anrede »Hochverehrter Herr!« und der präzisen Bestimmung der eigenen Position im gedrechselten Einleitungssatz: »Gestatten Sie einem Ihnen persönlich ganz Unbekannten die Mitteilung eines Anliegens, das zwar nicht zunächst sein eigenes ist, bei dem er jedoch auch keineswegs nur als uneig-

¹⁵ HKG 10, S. 203.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., S. 204.

¹⁸ HKG 16, S. 141 f.

gennützigter Referent angesehen sein möchte.«¹⁹ Dieser bei aller Konventionalität doch auch sehr persönliche Brief, der eines nun schon angesehenen und durch sein Werk dem Adressaten bereits bekannten Autors, ist übrigens sowohl weniger unterwürfig als auch weniger weitschweifig als der eben zitierte, mehr als drei Jahrzehnte ältere an Gustav Schwab.

Erst auf dem Hintergrund der epistolarischen Normen,²⁰ deren perfekte Beherrschung durch Mörike die Briefe an Schwab, Storm und Schwind – an Personen außerhalb des »Geflechts« der Freunde – unter Beweis stellen, ist der sehr freie Stil in seinen Freundesbriefen richtig zu würdigen. Es ist freilich nichts Außergewöhnliches, dass man beim Briefschreiben je nach Adressaten unterschiedliche Funktionalstile wählt, ja sich selbst zu einer jeweils anderen persona stilisiert; solange wir noch Briefe geschrieben haben, haben auch wir uns überlegt, wie wir einen Briefpartner oder eine Briefpartnerin anreden, wie wir uns für verspätete Antworten entschuldigen usw. Damals, noch vor zwei Jahrzehnten, gab es auch noch zahlreichere Schlussformeln als »mfg« ... Trotzdem: Die stilistische Vielfalt von Mörikes Freundesbriefen ist selbst vor diesem Hintergrund untergegangener Briefstile außerordentlich groß.

Vorausgeschickt sei noch, dass sich Mörike in den Briefen an Freunde zwar sowohl bei der Anrede, die er sehr oft in den ersten Satz einschließt,²¹ als auch bei der Schlussformel, die häufig Abkürzungen gebraucht,²² Freiheiten erlaubt, dass aber trotzdem viele dieser Briefe, auch an engste Freunde, insgesamt in einem durchaus konventionellen Briefstil geschrieben sind. Der sorgfältige Autor wählt seine sprachlichen Mittel in Hinblick auf den Inhalt, und der gestattet, ja gebietet oft genug den Verzicht auf stilistische Besonderheiten. Allerdings ist in diesen Briefen auch oft von Alltäglichem die Rede, und dementsprechend locker wird formuliert, so wenig wie da immer Spuren eines überlegten Aufbaus zu finden sind.²³ Ob konventionell oder unkonventionell geschrieben wird, hängt mehr von den Umständen als vom Adressaten ab.

Alltäglichen Inhalten entspricht neben den in solchen Briefen zumeist dominierenden kurzen Sätzen oft der Beginn der Briefe, der dem Adressaten und

¹⁹ 9. November 1863, *HKG* 17, S. 305.

²⁰ Zu diesen vgl. Reinhard M. G. Nickisch: *Brief*, Stuttgart 1991, S. 13–15.

²¹ Z. B. »Den angelegentlichsten Dank für Deine Güte, bester W! ich denke aber immer nur mit Sorge dran!«, an Karl Wolff, 11. Dezember 1863, *HKG* 17, S. 310.

²² Z. B. »Euer getr. EDUARD.«, an Wilhelm Hartlaub, 19. Februar 1862, ebd., S. 183, oder an Karl Wolff, 9. März 1863: »Herzl. grüßend | Dein | Mörike.«, ebd., S. 253.

²³ Ein beliebiges Beispiel: der kurze Brief an Wilhelm Hartlaub, 16., 23. oder 30. Juli 1859, ebd., S. 74.

dem Briefschreiber gemeinsames Wissen voraussetzt. So geht zum Beispiel der erste Satz des Briefs an Wilhelm Hartlaub vom 20. März 1863 sofort in medias res (für uns, nicht für den Empfänger des Briefs): »Der heirathslustige Schneider muß doch nothwendig einen schriftlichen Gruß auch von mir mitbekommen.«²⁴ So genau Hartlaub wusste, von wem da die Rede ging, so wenig lässt sich die Identität der betreffenden Person heute noch feststellen.²⁵

Wo es nicht um so private Dinge geht, hält sich Mörrike auch gegenüber Hartlaub und anderen Freunden oft an die Konvention und verwendet die Standardsprache ohne große Abweichungen von der normalsprachlichen Stilebene. Das ist etwa bei dem unten noch zu zitierenden ›politischen‹ Brief an Familie Hartlaub vom 24. März 1848²⁶ der Fall, weiterhin auch in den Schreiben an Wilhelm oder seine Familie vom 2. Juli 1847,²⁷ vom 27. Juni 1863²⁸ und vom 27. August 1863.²⁹ Die Zahl der Beispiele ließe sich beliebig vermehren.

Wie anders als die Schreiben an Schwab, Storm und Schwind, wie anders auch als die eben erwähnten Briefe an die Hartlaubs (oder vergleichbare an sonstige Freunde) der ins Umgangssprachliche übergehende, ja umschlagende Schluss des Briefs an Hartlaub vom 18. Oktober 1851.³⁰ In einem von ihnen berichtet der Autor vom Beginn seiner Unterrichtstätigkeit am Stuttgarter Katharinenstift: »Auch sollen die Schülerinnen, wie man mir wenigstens von mehrern Seiten lebhaft versichert hat, ausnehmend gut von meinem ›Schwatz‹ erbaut seyn.«³¹ Immerhin stellt Mörrike das ihn selbst ironisierende »Schwatz« unter Anführungszeichen. Ähnlich schreibt er, ebenfalls an Hartlaub, am 17./18. Oktober 1850, aber ohne Anführungszeichen: »Clara presirt u. tribulirt mich wie besessen, daß unsre Briefe heut fortkommen [...]«.³² Ein etwas früheres Beispiel stammt wiederum aus einem (sehr langen) Brief an Wilhelm Hartlaub vom 20. März 1843 mit einem umgangssprachlichen Phraseologismus: »Unterwegs kamen viel Anekdoten u. Schnaken, auch aus der älteren Zeit, aufs Tapet.«³³ An Friedrich Theodor Vischer schreibt Mörri-

²⁴ Ebd., S. 257.

²⁵ Ebd., S. 884 (Kommentar).

²⁶ *HKG* 15, S. 233 f.

²⁷ Ebd., S. 192–194.

²⁸ An Wilhelm Hartlaub, *HKG* 17, S. 265.

²⁹ An Wilhelm Hartlaub, ebd., S. 273 f.

³⁰ *HKG* 16, S. 81 f.

³¹ Ebd., S. 82.

³² *HKG* 15, S. 340. Das *Deutsche Wörterbuch* ordnet ›tribulieren‹ in dieser Bedeutung der Umgangssprache zu.

³³ *HKG* 14, S. 91.

ke am 5. Oktober 1833: »Allein mit den Novellen ists abermals vergeckt. Ohne was von meiner Agenten-Absicht zu verrathen hatte ich sie damals [...] dem NOTTER übergeben und wollte zuerst die poetische Wirkung bei ihm erwarten, um ihn zu baizen.«³⁴ Am 5. Mai 1848 verwendet er ein im *Deutschen Wörterbuch* nicht belegtes »bis zur Verzwtzlung«,³⁵ am 30. Mai 1848 eine ebenfalls nicht nachweisbare Redewendung (oder idiolektale Pseudo-Redewendung?): »mein Lebetag nicht mehr vom Hunde kommen«. ³⁶ Derartige völlig unmarkierte Verwendung von – vermutlichen – Regionalismen³⁷ ist Ausdruck von Vertrautheit und Gemeinsamkeit, wie sie nur im Freundeskreis möglich ist. Manches könnte auch Mörike'sche Privatsprache sein, die die Freunde aber sehr wohl verstanden haben.

Ein schönes Beispiel für zwanglose stilistische Vielfalt ist ein Brief an die Hartlaubs aus Bebenhausen, wo ein ehemaliges Zisterzienser-Stift steht.³⁸ Mörike beschreibt seinen Gemütszustand zunächst mit einem poetischen Vergleich, geht dann auf den historischen Ort und dessen Auswirkungen auf seine Befindlichkeit ein – für deren Charakterisierung er zuletzt (umgangssprachliche) Wörter seiner Schwester übernimmt: »verpelzt und verduselt«. ³⁹ Auf ein Geburtstagsgeschenk des Freundes reagiert er zuerst mit einem Gellert- und einem (lateinischen) Terenz-Zitat, um dann ins Schwäbische zu springen: »Des sott *net sei*'!«⁴⁰ Von dort an geht es dann recht konventionell weiter. Dass hier mit den Gegensätzen gespielt wird und dass die Redensart »Des sott *net sei*'!« durch den so anders gearteten Kotext mit Gellert und Terenz erst ihr ganzes Gewicht bekommt, ist leicht erkennbar.

Ähnlich ein Brief, eher eine kurze Nachricht, an die Hartlaubs vom 12. August 1857,⁴¹ in der Mörike schon neben die Ortsangabe ein schwäbisches »man sollts *net meinen*« setzt und im Weiteren die Regeln der standardsprachlichen Syntax verletzt, indem er »des Wirths sein Wägelchen« zu nehmen ankündigt – was ihn nicht hindert, an diesen sehr umgangssprachli-

³⁴ *HKG* 12, S. 45.

³⁵ An Wilhelm Hartlaub, *HKG* 15, S. 250.

³⁶ An Wilhelm Hartlaub, ebd., S. 253.

³⁷ Über die regionale Einordnung der Wörter steht im *Deutschen Wörterbuch* nichts. Zu »vergeckt« geben die Erläuterungen der *HKG* an: »Damals noch allgemein gebräuchlich für: mißraten, auf kindische Art vertan.« (*HKG* 12, S. 353), wogegen allerdings die geringe Zahl der Belege im *Deutschen Wörterbuch* spricht.

³⁸ An Familie Hartlaub, 19. September 1863, *HKG* 17, S. 284–286.

³⁹ Ebd., S. 284.

⁴⁰ Ebd., S. 285.

⁴¹ Ebd., S. 17.

chen Umgang mit dem Attribut einen perfekt gebauten Satz in gehobener Stilebene (mit u. a. »um Euretwillen«⁴²) anzuschließen.

Die Anspielungen können sehr privater Natur sein, etwa wenn Mörike an Hartlaubs von »unser[em] Däserchen« schreibt⁴³ und damit seine Tochter Marie meint, auf die er den Spitznamen einer Tochter Hartlaubs überträgt, der überdies auf dem schwäbischen Regionalismus ›däsig‹ beruht.⁴⁴ Ähnlich privat ist es, wenn er von seiner älteren Tochter Franziska, immerhin noch einem Kind, als von »der ›Alten‹« spricht – was trotz der Anführungszeichen selbstverständlich nur im engsten Freundeskreis richtig aufgefasst werden konnte.⁴⁵

Noch anders zu bewerten sind Elemente der direkten Rede; der Dichter flicht sie gelegentlich in erzählende Passagen ein, die in diesen Briefen nicht selten sind, etwa in den eben zitierten. Mörike gibt dort Fragen seiner kleinen Tochter wieder: »Wem ghöt das Weinbäg?« Und der Weinbergbesitzer habe das kleine Mädchen gefragt: »›Will des Töchterle net vielleicht au a Träuble?‹«⁴⁶ Der Mundartgebrauch in der wörtlich zitierten Rede anderer hängt zwar mit dem Anspruch genau zu erzählen zusammen; es ist aber anzunehmen (zumindest nicht auszuschließen), dass Mörike für einen nicht-schwäbischen Briefpartner die direkte Rede stärker dem Standarddeutschen angenähert hätte. – Soviel zu dem entspannten und lockeren Stil, der viele dieser Freundschaftsbriefe selbst dort charakterisiert, wo Mörike sich nicht der Stilmittel der Alltagssprache bedient.

An nicht wenigen Stellen werden den Freunden komische Erlebnisse erzählt oder alltägliche Erfahrungen in gesteigerter und verzerrter, somit ebenfalls komischer Form berichtet, offensichtlich weil sich Mörike darauf verlassen kann, dass der Adressat denselben Sinn für Humor hat wie er. Noch einmal der schon erwähnte lange Brief an Wilhelm Hartlaub vom 20. März 1843: Mörike erzählt ausführlich von einem Verstoß gegen die Etikette, der dem gemeinsamen Freund Ernst Friedrich Kauffmann unterlaufen sei; dieser habe sich aus der Affäre ziehen können, indem es ihm gelungen sei, »äußerlich ganz in einem LeichenCONDUKTSSchafgesicht zu erstarren«⁴⁷ und sich so über die Peinlichkeit der Situation – es ging um den vornehmeren Platz in einem Wagen – hinwegzuschwindeln.

Zu vergleichbaren humoristischen, wiewohl nicht umgangssprachlichen Formulierungen greift Mörike, als er am 4. März 1835 nach einer längeren

⁴² Ebd.

⁴³ 25. Juli 1857, ebd., S. 16.

⁴⁴ Ebd., S. 373 (Kommentar).

⁴⁵ An Familie Hartlaub und Klara Mörike, 19.–20. September 1857, ebd., S. 28.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ *HKG* 14, S. 92.

Pause im Briefwechsel Johannes Mährlen vom Überstehen einer schweren Erkrankung berichtet:

Wenn ich diesen Winter wirklich aus dem Lande der Lebendigen abgesehlt wäre, wie es denn, in allem Ernste gesagt, einmal sehr nahe dran war, so könnte kaum ein *ALTIUS SILENTIUM* zwischen uns herrschen als seit etlichen Monaten der Fall ist. Ausser der gedachten, noch sehr glücklich hintertriebenen, *EXPEDITION* nach jener allverhaßten schwarzen Küste, war übrigens auch kaum etwas zu schreiben [...].⁴⁸

Zu diesem leicht ins Grotteske übergehenden understatement vom »Absegnen« an die »schwarze Küste«, zur Wahl eines bewusst unpathetischen Bilds, passt der Schluss des Absatzes, der die Erholung von einer schweren Krankheit ins Lächerliche zieht und das in einem Tonfall, den wohl nur Freunde nachvollziehen können: »ja der Gerettete selber gähnt bei dem Dank u. Freudenfest das ihm die Seinen hintennach anstellen«.⁴⁹

Das lateinische »*ALTIUS SILENTIUM*« (deutsch: tiefere Stille) ist übrigens weder hier noch sonst bei Mörike ein Element gehobener Sprache, sondern ironisches Zitat aus dem den Freunden gemeinsamen Theologenjargon, spielte doch das Lateinische auch bei der Ausbildung protestantischer Kirchenmänner eine große Rolle.⁵⁰ Das Insiderhafte dieser lateinischen Brocken und Bröcklein gehört zur Intimität der Freundesbriefe; wenn Mörike 1828 an Johannes Mährlen schreibt, eine »*CUNCTATIO PIA*« habe ihm »instinktmäßig den Gedanken« an ein Ausscheiden aus dem kirchlichen Dienst verboten,⁵¹ formuliert er in Anlehnung an theologisches Denken, obwohl es sich bei dieser Wortgruppe nicht um einen theologischen Terminus zu handeln scheint (dass zu diesem berufs- und studienbedingten Jargon Bibel- und Lutherzitate nicht gehören, ist doch des Erwähnens wert⁵²).

Hier wie auch sonst wäre ein Blick auf die Gegenbriefe interessant: Enthalten auch sie lateinische Einsprengsel und Regionalismen? Sollte das der

⁴⁸ *HKG* 12, S. 76.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Im konkreten Fall handelt es sich allerdings wohl um eine Vergil-Anspielung; vgl. ebd., S. 395 (Kommentar).

⁵¹ Vor dem 20. Februar 1828, *HKG* 10, S. 198.

⁵² In den Erläuterungen zu diesem Brief wird allerdings ein möglicher Bezug eines weiteren lateinischen Zitats zu 1 Thess. 5, 2 vorgeschlagen (ebd., S. 495). Immerhin stellt der erste Briefband den Erläuterungen ein Glossar »Aus Mörikes kirchlicher Umwelt« voran (ebd., S. 329–332), das aber mehr die Organisation der württembergischen Landeskirche kommentiert als Bezüge zu Bibel und Theologie.

Fall sein, könnte man auch unter dem Gesichtspunkt des Stilvergleichs von einem »Geflecht«⁵³ in diesen Freundesbriefen sprechen. In späteren Jahren werden diese Einsprengsel seltener, beschränken sich eher auf Zitate wie »SINE IRA & STUDIO« in einem Brief an Familie Hartlaub vom 19. März 1861⁵⁴ oder Formeln wie ein »AD VOCEM RAPP« in einem späteren Brief an die Hartlaubs.⁵⁵

Zurück von diesem Exkurs über den Stilwert lateinischer Wörter und Wendungen in Mörikes Briefen zum etwas makabren Humor des Briefs an Mährlen über Krankheit und Genesung. In anderen Briefen mit weniger gewichtiger Thematik ist diese Neigung zur Selbstironie, zum Scherzen, auch zum Spiel mit der Sprache leichter nachvollziehbar. Viele Mörike-Briefe haben einen gewissen Witz, etwa der ironisch bildungsüberladen formulierte Wunsch nach Kontakt mit dem damals in Augsburg tätigen Freund Mährlen:

Höre! wenn ich ein Sprachrohr hätte, 90 mal so weit als Herrschels Telescop [...] und dazu eine Gosche wie der nordische Riese GIAFFAUR so würde ich aus einer gleich-hyperbolischen Brust Dir zurufen KOM HERAUS MÄHRLen! so höllenmäßig stark, daß alle dürrn Kanzlisten die über den Augsburger Markt liefen, wie todte Mücken von der Wand, umfielen und der alte NEPTUNUS selbst sein grünzottiges Haupt aus dem Ozean streckte. So aber, wie ich da size vor meinem armen Dintenfaß, schreib ich nur mit dem Kiel einer vor Hunger und Freundschaft krepirten Gans aus dem Wirtembergischen, die Worte: komm, Freund, wenn Dirs *irgend* möglich ist, [...].⁵⁶

Selbstverständlich könnte auch in einem fiktionalen Text eine Reihe von Hyperbeln gebraucht und zugleich über hyperbolisches Sprechen gespottet, die Übertreibung obendrein mit der sehr bescheidenen Realität des Schreibens mit dem Gänsekiel kontrastiert werden; doch zumindest die Selbstironie, die in der »vor Hunger und Freundschaft krepirten Gans aus dem Wirtembergischen« steckt, ist außerhalb sehr privaten Sprechens schwer vorstellbar. Als Ironiesignal wird man wohl auch die einer anderen (laut *Deutschem Wörterbuch* derben) Stilebene entnommene (oberdeutsche) »Gosche« verstehen können.

Fast zum Klangspiel wird der Witz, als Mörike aus seinem Vertrag mit dem Verlag Franckh aussteigen muss, weil er »fast krepirt vor Ekel«⁵⁷ und zum Pfarrberuf bzw. zur Vorbereitung auf diesen zurückkehrt:

⁵³ Vgl. Wild, Wild: *Eduard Mörike. Sein Leben und seine Zeit.*

⁵⁴ *HKG* 17, S. 135.

⁵⁵ 14. November 1862, ebd., S. 234.

⁵⁶ An Johannes Mährlen, 15. April 1828, *HKG* 10, S. 209.

⁵⁷ An Johannes Mährlen, 20. Dezember 1828, ebd., S. 260.

Gib Acht, es bleibt doch beim VICARIAT.

VI VI VICARIAT,
VIVAT VICARIAT!⁵⁸

Wieweit das – nur klangliche?⁵⁹ – Spiel mit den Wörtern doch auch andauernde Zweifel über die Berufsentscheidung spiegelt, kann hier nicht diskutiert werden. Für solche Zweifel spricht jedenfalls der grafische Zusatz des Dichters zu seinem Brief, ein karikiertes Gesicht (nicht das Mörikes) mit der ergänzenden Beschriftung: »Der Mann | hat soeben | Essig getrunken«. ⁶⁰ Auf die in diesen Freundesbriefen immer wieder vorhandenen, sehr verschieden gearteten grafischen Elemente, einen unkonventionellen Zug, der durchaus zu ihrem Stil gehört, kann ich im Weiteren leider nicht eingehen.

Ein Höhepunkt dieses Spielens mit Sprache, das auch dem Adressaten Vergnügen bereitet haben muss, ist ein undatiertes Brief an Hartlaub, in dem Mörike sich – mit fonetischer Schreibung – des Bambergischen bedient, ja sich als Lehrer des Bambergischen anbietet:

Sie, liwe HOCHWÜAN, i kann Inne gor nit gnuch soggn, wie mis fraat, *ärstens*, daß Si mi bai Inne loschian, un *zwatens*, daß Sie als a weng Bombärgsch borlian, un sogar Lußt hätten, es ausn Fundement ze lernn. Jetz verschprech i Inne, in ocht Tog solln's BOMBÄAGSCH könn so gutt wie i. Wissens, i leans Inne noch *mane* Meddot – ohne Gramadik, ohne Sindox, ohne Lätzigon; norr van brackdisch. I les Inne z. E. de bezaberte Rossen von Scholze af Bombäagsch voa, wissens!

Wie langsam norr die golden Bomeranzen

In wormen Strol der Sonnen raifen tutt. pp pp

Da's schön! Geltens? Ärscht letzhin hob i n' großn Gläatn, den Brofessor Pschorr von München auf der Eisenbohn g'sprochn, der hot gsogt, nit Fronzäsch, nit Englisch wärd die Weltschprochn wärn, owa bombäagsch!! Dees wäd ma sehn, eh viazeg Jahr vergehn! – Also auf Widdersäh. Grüaßes Alls häzlich vo mir Ir liewe Frau un Döchter insbsunder. Wenns wollen, könnens die Fraanzimmer au an dem SchprochUnterricht profitian. Der Ihriger B. ⁶¹

⁵⁸ Ebd., S. 261.

⁵⁹ Die Erläuterungen zum Brief (ebd., S. 532) geben über das »Vi« (das auch als Ablativ von vis [= Kraft] gelesen werden könnte) keine Auskunft.

⁶⁰ Ebd., S. 261. Zu diesem Brief und speziell zur Funktion der Zeichnung vgl. auch Rheinwald: *Mörikes Briefe*, S. 71.

⁶¹ Nach 1846, *HKG* 19.2, S. 27. Gerhart Baumann (Mörike: *Briefe*, S. 751) datiert ihn auf 1857.

Dieses zur Gänze als Scherzbrief konzipierte Schreiben⁶² ist zwar ein Sonderfall, nichtsdestoweniger zeigt es konzentriert Mörikes Sinn für sprachlichen Witz, den er auch beim Empfänger voraussetzt und wohl auch voraussetzen kann, und noch mehr sein ausgeprägtes Sprachbewusstsein, insbesondere seinen Sinn für den Klang von Sprache – zumal der biografische Bezug zu Bamberg keineswegs sehr eng ist und er das Fränkische wohl nur von einigen Verwandten seiner Frau gehört hatte. Die Schreibung des Dialekts ist ziemlich konsequent und wirkt zumindest auf den mit fränkischen Dialekten nicht vertrauten Leser authentisch.

Was »der Ihriger B.« als seine Methode des Sprachunterrichts vorstellt, wirkt auf den ersten Blick wie eine Parodie auf moderne Sprachdidaktik. Das ist die Stelle selbstverständlich nicht; sie zeigt aber Verständnis für den besonderen Charakter von Dialekt, denn einen solchen kann man wirklich »norr van brackdisch« lernen, nicht mit systematischer Grammatik.

Vergleichbare, allerdings nur zum Teil bambergisch geschriebene, aber bambergische Einsprengsel enthaltende Briefe hat Wilhelm Hartlaub (und nur er bzw. seine Familie) nach dem 14. Dezember 1854⁶³ und im November 1855 erhalten.⁶⁴ Am 19. Februar 1862 springt Mörike in einem grundsätzlich eher unpersönlich gehaltenen Brief an Wilhelm Hartlaub, in dem es um Kompositionen von Ludwig Hetsch geht, plötzlich wieder ins Bambergische. Um den Stilbruch deutlicher zu machen, zitiere ich auch den vorhergehenden Satz (in dem der Briefschreiber vielleicht leicht parodistisch zu Archaismen – »Epistel«, »anhero«, »sich anheischig machen« – greift, um den Kontrast noch deutlicher werden zu lassen):

Du solltest eine etwas ausführliche Epistel zum Lob des ganzen Unternehmens anhero wachsen lassen, aus der ich, weil Du so druckscheu bist, eine kleine Anzeige für die allgemeine Zeitung zu formiren mich anheischig mache. Wos maanens, Sie, Hochwüan? Owa bald müests seyn, vastehn's?⁶⁵

Zwei grundsätzliche Beobachtungen seien ans Ende dieser Zitate aus der »bombäagschen« Korrespondenz mit Hartlaub gestellt, der übrigens in den Gegenbriefen in ähnlicher Weise mit der Sprache zu spielen scheint.⁶⁶ Ein-

⁶² Die Erläuterungen enthalten eine Übersetzung des Briefs; vgl. *HKG* 19.2, S. 89.

⁶³ An Wilhelm Hartlaub, *HKG* 16, S. 196 f.

⁶⁴ An Wilhelm Hartlaub, zwischen dem 10. und 15. November 1855, ebd., S. 240. Vgl. auch die Anspielung »Bomberger« noch im Brief an Familie Hartlaub, 27. Mai 1874, *HKG* 19.1, S. 266.

⁶⁵ *HKG* 17, S. 183.

⁶⁶ Vgl. die Erläuterungen in *HKG* 19.2, S. 88.

mal macht Mörike hier am Beispiel eines fremden Dialekts etwas explizit, was für ihn (und seine württembergischen Freunde) sprachlicher Alltag war: der permanente Registerwechsel vom im Gesprochenen fast ausschließlich gebrauchten Schwäbisch zur Standardsprache in der Predigt und in allen Formen schriftlichen Ausdrucks. Zweitens ist diese Fiktion oder Maske der »Phantasiefigur«⁶⁷ des Bambergers⁶⁸ – des »B.« am Schluss des zitierten Briefs – schon ein halber Schritt aus privater in literarische Kommunikation. Selbstverständlich hat Mörike die Kommunikationssituationen nicht verwechselt, aber im ganz persönlichen Bereich des brieflichen Gesprächs mit einem Vertrauten mag ihm eine scharfe Trennung zwischen Alltagskommunikation und literarischer Fiktion überflüssig erschienen sein, mag ihn das Literarisieren der Briefe sogar gereizt haben.

Erstaunlicherweise sind auch politische Äußerungen Mörikes nicht selten humoristisch formuliert, was bei allem Interesse doch auch eine gewisse Distanz zu den Ereignissen andeutet. Zumindest in der von mir als Basis verwendeten, keineswegs den Eindruck der Manipulation erweckenden Briefauswahl sind politische Bemerkungen übrigens eher selten.⁶⁹ Dass sich Mörike für Politik interessiert, über politische Entwicklungen nachdenkt und (im weitesten Sinn liberale) politische Sympathien hat, geht aus einzelnen Passagen in den Briefen an Freunde aber sehr wohl und sehr deutlich hervor, so kurz diese Stellen zumeist sind.

Häufig, zumal in politisch bewegten Zeiten, ist von regelmäßiger Zeitungslektüre die Rede, so am 30. Mai 1848 an Wilhelm Hartlaub: »neben den täglichen Zeitungen«.⁷⁰ Ohne humoristische Stilisierung schreibt Mörike am 17. und 18. Oktober 1850 an die Hartlaubs: »Kurhessen, Schleswig u. der Bundestag sind unser tägliches Gespräch.«⁷¹ Dem zitierten Satz lässt sich die

⁶⁷ HKG 17, S. 520 (Kommentar).

⁶⁸ Näheres zum Bambergischen bei Mörike in den Erläuterungen, vgl. HKG 16, S. 655 (zu S. 196) und HKG 19.2, S. 88.

⁶⁹ Vgl. die Knappheit der Bemerkungen zu Mörike und der Politik bei Wild, Wild: *Eduard Mörike. Sein Leben und seine Zeit*, S. 7. S. dagegen Koopmanns politische Deutung des *Feuerreiters*: Helmut Koopmann: *Weltenbrand hinterm Berg. Eduard Mörike, Der Feuerreiter*, in: ders.: *Freiheitssonne und Revolutionsgewitter. Reflexe der Französischen Revolution im literarischen Deutschland zwischen 1789 und 1840*, Tübingen 1989 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, 50), S. 123–142. Auch *Mozart auf der Reise nach Prag* hat unzweifelhaft eine politische Bedeutungsebene.

⁷⁰ 30. Mai 1848, HKG 15, S. 253.

⁷¹ Ebd., S. 340; vgl. auch den Brief an Familie Hartlaub vom 24. März 1848, ebd., S. 234.

Position Mörikes entnehmen, wenn auch nur indirekt (für Zeitgenossen freilich ganz eindeutig): Die gleichzeitige Erwähnung des kurhessischen Verfassungskonflikts, der militärischen Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Bund und Dänemark wie des nach dem Ende der Frankfurter Nationalversammlung wiederhergestellten Bundestags des Deutschen Bunds lässt Sympathien Mörikes (und vermutlich des Adressaten) für die bürgerliche demokratisch-nationale Bewegung unmissverständlich erkennen.

Dass die seit jeher vorhanden gewesen sind, beweist eine der humoristisch angelegten Briefstellen über Tübingen, am 30. Oktober 1828 an Ernst Friedrich Kauffmann geschrieben. Mörike erinnert sich in der vor Semesterbeginn noch studentenerleerten Stadt an die Studienzeit und räsoniert angesichts der leeren »Kneipen«:

Ich dachte, es wäre nicht übel wenn ein Gesetz der Natur wäre, daß sich in der Vacanz Stühle und Bänke besaufften, statt der Studios und COMMERCE-lieder sängen, hohe patriotische Reden und Ehrensachen im Munde führten u. s. w. Ich bin überzeugt, Teutschland würde sich zwar um nichts besser aber auch um kein Haar schlimmer befinden, wenn dies das ganze Jahr hindurch der Fall wäre; ja, wer weiß, wenn es den 100 Stühlen, worauf die wildesten Burschenschäftler fluchten und tranken, einmal einfielen, nach beendigtem Türkenkrieg nun auch den teutschen Fürsten die Köpfe zurecht zu setzen, ob nicht mehr dabei herauskäme, als wenn 5. Universitäten ihre Sande ausschickten.⁷²

An der Stelle formuliert der Autor zwar, auch durch das nur in einem ganz privaten (oder in einem satirischen) Text mögliche Bild der revolutionären »Stühle und Bänke« und besonders durch die Pluralbildung »Sande«, Skepsis gegenüber dem studentischen Freiheitspathos und vereinzelt revolutionären Akten wie dem damals schon fast ein Jahrzehnt zurückliegenden Attentat Karl Ludwig Sands. Andererseits ist er sich aber sehr wohl der Notwendigkeit bewusst, »den teutschen Fürsten die Köpfe zurecht zu setzen«.⁷³

Ganz in diesem Sinn schreibt Mörike, nun recht pathetisch, in dem Augenblick, in dem die deutschen Fürsten wirklich in Schwierigkeiten geraten, sehr bald nach dem Ausbruch der bürgerlichen Revolution, an Wilhelm und Konstanze Hartlaub:

⁷² *HKG* 10, S. 248.

⁷³ Ebd.

Unter allen diesen Schrecken, Sorgen und Erwägungen bin ich doch durch den Sturm der Weltbegebenheiten mit jeder Zeitung wieder völlig hingerissen, über die Noth des Augenblicks u. das Ängstliche meines eignen Daseyns bis zu der freudigsten Resignation erhoben worden. [...] Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden!⁷⁴

Regelmäßige Äußerungen zu den Ereignissen von 1848 wird man in Mörikes Briefen vergeblich suchen; aber die Bemerkung über »den dummen Hochmuth des preuss. Königs«⁷⁵ spricht deutlich genug aus, wogegen er Partei nimmt. Für Heinrich von Gagern, den (liberalen) Präsidenten der Frankfurter Nationalversammlung, drückt er Bewunderung aus; sie resultiert aus der »pflichtlich[en]« Lektüre der stenografischen Protokolle aus der Paulskirche – ein weiterer Beweis für sein politisches Interesse.⁷⁶

Konfessionell gefärbt mag die etwas frühere Äußerung zum Sonderbundskrieg in der Schweiz sein; hier spielt die satirische Beschreibung der katholischen Truppen von Fribourg ins Humoristische hinüber. Der Brief vom 1. Dezember 1847 ist an die Hartlaubs gerichtet.

Den Schweizer Feldzug haben wir (ich u. Wilhelm [Hartlaub. S. P. Sch.]) inzwischen wie ich sehe ganz UNANIMITER zusammengemacht. Seit vielen Jahren habe ich die Zeitungen nicht mit solcher Begierde erwartet als diese Wochen her. [...] Wie die Freiburger Füchse, Marder und Wiesel so geschwind aus ihren Nestern herausgetrommelt wurden, – der Sieg bei der Gislikoner Brücke – das ganze Benehmen des Dufour ist herrlich!⁷⁷

In diesem Sinn heißt es in einem ungefähr gleichzeitigen Brief an Karl Mayer, einen weniger engen und alten Freund, am 27. Dezember 1847: »Mich ängstigt jezt nur der Gedanke, daß den Eidgenossen die reine selbständige Entwicklung ihrer Sache durch das Gescheuch der auswärtigen Mächte noch sehr verkümmert werden könne.«⁷⁸ »Gescheuch« ist in der hier anzunehmenden Bedeutung der Geste des Verscheuchens wohl ein Archaismus, dessen Verwendung aber vielleicht durch die eher umgangssprachliche zweite Bedeutung Vogelscheuche gestützt wird, was ein ablehnendes Urteil Mörikes über die konservativen »auswärtigen Mächte« impliziert. Jedenfalls sympathisiert der Dichter angesichts der Ereignisse in der Schweiz mit libe-

⁷⁴ 24. März 1848, *HKG* 15, S. 234.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Eduard Mörike an Wilhelm Hartlaub, 14. Juli 1848, ebd., S. 263.

⁷⁷ Ebd., S. 219.

⁷⁸ Ebd., S. 223.

ralen Positionen (die sich hier mit der Parteinahme für die protestantischen Kantone verbinden).

In einem Brief vom 22./23. März 1867 (also nach dem preußischen Sieg über das mit Württemberg verbündete Österreich und nach dessen 1866 im Frieden von Prag von Bismarck erzwungene Ausscheiden aus dem Deutschen Bund) teilt Mörike Hartlaub mit, »daß sich schon seit dem vor. Herbst mein Fähnlein stark nach Preussingen zu gedreht hat«⁷⁹ und dass er zunehmend Bismarcks Politik einer Einigung Deutschlands befürworte. Das schwäbiserende Wort »Preussingen« (für Preußen) wie der im gleichen Brief fallende Satz über Napoleon III. – »Der Kaiserling steht dabei so recht wie das Kindlein beim Dreck.«⁸⁰ – zeigen wieder die durch sprachliche Mittel erfolgende halbe Zurücknahme oder Infragestellung des inhaltlich sehr wohl vorhandenen Engagements.

Eine letzte Bemerkung aus einem Brief von 1848, wieder an Wilhelm Hartlaub, mit der in diesen politischen Äußerungen häufiger Mischung aus Hyperbolik und Witz:

Wie vieler Stoff hat sich inzwischen [...] für uns angehäuft, Gutes und Böses (letzteres zumal von Seiten der Regierung Österreichs, welche verflucht saure Gesichter gegen den neuen deutschen Reichsapfel macht, den sie lieber nicht angebissen hätte)⁸¹

Die Stelle dürfte sich auf die Entsendung österreichischer Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung und auf die von Österreich befürchteten Folgen dieser Institution für den Weiterbestand des Habsburger-Staats beziehen.

Mörikes ironische Formulierungen vermitteln jedenfalls – unabhängig von den darin ausgesprochenen Antipathien – den Eindruck, dass er zwar die Politik verfolgt und ernst nimmt, dass er im Freundeskreis aber zugleich Distanz zu ihr wahren, dieses Ernst-Nehmen verhüllen und jedes Pathos des Engagements vermeiden will.

Zuletzt komme ich noch auf die direkte Artikulation von Freundschaft⁸² in diesen Briefen zu sprechen. Mörike schreibt zwar am 30. Oktober 1828 an Ernst Friedrich Kauffmann (übrigens in jenem Brief, in dem die revolutionären Bierbänke vorkommen) mit einem in Briefen an Freunde nicht seltenen

⁷⁹ *HKG* 18, S. 188.

⁸⁰ *Ebd.*, S. 189.

⁸¹ 5. Mai 1848, *HKG* 15, S. 250.

⁸² Vgl. dazu das Kapitel »Freundschaft in Roman und Brief« bei Rheinwald: *Eduard Mörikes Briefe*, S. 101–104.

Rückblick auf gemeinsame Erinnerungen, in diesem Fall an Kindheitsjahre in Ludwigsburg, zurückhaltend:

wir verfolgten das Alles ohne den Namen Freundschaft auf die Lippe zu bringen, weil jeder, ich wenigstens, schüchtern mit dem Wort umging, das ich so sicher und gewiß und glücklich im Innersten spürte und bewahrte [...].⁸³

In eben diesem Brief folgt, neuerlich mit der Berufung auf gemeinsame Erinnerungen, eine Art Definition des Gefühls der Freundschaft als »eine[r] natürliche[n] und unzerstörbare[n] Verwandtschaft mit meinem Wesen«.⁸⁴

Dieses Gefühl, in vielen Fällen geprägt durch gemeinsame Jahre engen Zusammenlebens in Urach und im Stift, kommt nicht nur in häufigen Bezugnahmen auf Ereignisse und Personen aus dieser Zeit zum Ausdruck, sondern auch in einem gemeinsamen Anspielungshorizont, zu dem beispielsweise die erwähnten lateinischen Brocken gehören. Obendrein ist immer wieder von den gleichen Personen die Rede: In der württembergischen Landeskirche scheint jeder jeden gekannt zu haben ...

In diesem Zusammenhang wäre eine genaue Analyse der Anrede- und Schlussformeln angezeigt – »Liebster Bruder«, »Leb wohl bester Freund!« heißt es etwa in einem Brief an Johannes Mährlen vom 24. September 1827.⁸⁵ Wilhelm Hartlaub wird nicht nur einmal als »Mein Geliebter!«⁸⁶ und als »Liebster!«⁸⁷ angeredet. Mörike geht keineswegs so »schüchtern« mit Wort und Begriff der Freundschaft um, wie es der zitierte Brief an Kaufmann erwarten ließe, ja wo von Freundschaft die Rede ist, schleicht sich in diesen so entspannten Briefstil manchmal Pathos ein.

Abschließend seien einige Zitate angeführt, in denen sich Mörike explizit zu diesem Gefühl bekennt, das seine Beziehungen zu dem kleinen Kreis der Gefährten seiner Jugend bestimmt.⁸⁸ Zuerst eines, in dem es um die Wurzel dieser freundschaftlichen Beziehungen geht, die Erinnerung an die gemeinsame Jugend. Als er von Hartlaub einige »Tübinger Reliquien«⁸⁹ erhält, von diesem gefundene Manuskripte aus der Studienzeit, schreibt er in einem im Übrigen zur Gänze standardsprachlichen Brief an den Jugendfreund: »O

⁸³ *HKG* 10, S. 249.

⁸⁴ Ebd., S. 250.

⁸⁵ Ebd., S. 181 f.

⁸⁶ 8. April 1827, ebd., S. 150.

⁸⁷ Z. B. am 13. Oktober 1840, *HKG* 13, S. 131.

⁸⁸ Vgl. Reck: *Beziehungen*, passim.

⁸⁹ An Familie Hartlaub, 2. Juli 1847, *HKG* 15, S. 193.

Wunder der Erinnerungen, wer wagts euch näher anzusehn, wenn nicht ein Freund da ist, der mitten in dieser Vergangenheit stand!«⁹⁰

Die Stärke des Gefühls freundschaftlicher Zuneigung, seine Wichtigkeit für den Dichter wird eben durch die Wiederholung des Worts oder vergleichbarer Begriffe fassbar. Ein Synonym zu Freund ist etwa »Vertrauter aus meinem innerlichen Leben«; gemeint ist Hartlaub. Der Zusammenhang ist bezeichnend: »was soll ich aber dem Vertrauten aus meinem innerlichen Leben sagen, wenn nicht zuerst das wovon es am meisten bewegt ist?«⁹¹ Ganz ähnlich steht im Brief vom 2. November 1837: » – was mir auf jeden Fall e. Zeichen Deiner Liebe war – für die ich, glaube das, im Stillen so gut meine Goldwage habe, wie Du für die meine – [...]«.⁹²

Freunde sind dazu da, sich mit ihnen auszusprechen, und da Mörike sich meistens nicht dort aufhielt, wo die wichtigsten Partner dieses Gesprächs lebten, mussten eben 2.190 bzw. 2.570 Briefe (in Wahrheit sicher wesentlich mehr) geschrieben werden. Zur Freundschaft gehört die Angst vor deren Trübung; so schreibt der Dichter am 1. und 2. Mai 1851, wiederum an Wilhelm Hartlaub, der einen Besuch bei ihm schon seit Längerem hinausgeschoben hat:

Der Grund, der Dich innerlich hindert, hat mir auch hier schon manchen Augenblick u. manche Stunde verbittert und das Verlangen diesen bösen Schaden am unschuldigen Leibe unsrer Freundschaft mit Einem Worte wegzutilgen ergreift mich nie mit heftigerer Ungeduld als in Momenten, welche äußerlich zum reinsten Genusse auffordern.⁹³

Schon 1827 artikuliert Mörike vergleichbare Ängste, wiederum gegenüber Hartlaub: »ich hatte, was ich Dir jetzt wohl gestehen darf, – einen heimlichen Zweifel ob nicht Entfernung u. andere Umgebung Deinen Sinn gegen mich doch vielleicht geändert hätte – «.⁹⁴

Am 30. November 1868 schreibt er an denselben Freund in eben diesem Sinn des unbedingten Bewahren-Wollens der Freundschaft:

Neben alle dem ist nicht zu läugnen, daß meine zunehmende SchreibUnlust bei dem Versäumniß mit im Spiel gewesen; nur werdet Ihr gewiß auf einen

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Eduard Mörike an Familie Hartlaub, 17. und 18. Oktober 1850, ebd., S. 340.

⁹² Eduard Mörike an Familie Hartlaub, *HKG* 12, S. 134 f.

⁹³ Eduard Mörike an Familie Hartlaub, *HKG* 16, S. 21.

⁹⁴ 16. April 1827, *HKG* 10, S. 152.

anderweitigen Nachlaß, – der Liebe und des treulichen Andenkens meine ich – daraus nicht schließen!⁹⁵

Wie tief dieses Bedürfnis nach Bewahrung der Freundschaft sitzt, zeigt der folgende kurze Brief. Dessen Formlosigkeit erklärt sich dadurch, dass er wahrscheinlich der Sendung eines Geschenks beigefügt war:

Wie viel vergnügter wäre ich bei dieser Sendung, liebster Freund, und wie viel besser könnte sich mein Dank ausnehmen, wenn nicht gerade jetzt die kläglichen Umstände dazwischen träten, die das natürliche Gefühl und seinen Ausdruck gewissermaßen hindern und beengen! Da wir einander aber kennen, so laß uns über ein zufälliges Übel mit freiem Blick wegsehen und das Bewußtseyn unsrer alten Treue festhalten, zugleich aber auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es in jener Rücksicht besser kommen werde, wenn wir, Jeder an seinem Theile, thun was möglich ist. Mit tausend Herzensgrüßen an Euch Alle, besonders die liebe Constanze

Dein E.⁹⁶

An diesem Brief, einer Reaktion auf eine tatsächliche Krise in der freundschaftlichen Beziehung zu Hartlaub, fällt die in einem gewissen Widerspruch zur äußerlichen Formlosigkeit stehende streng standardsprachliche Stilisierung auf. Wo es wirklich um Ernstes geht, ist der lockere Ton nicht angebracht, auch einem engen Freund gegenüber nicht.

An Johannes Mährlen schreibt er einmal von »Freude und Freundschafts-Ungeduld«,⁹⁷ wobei die Alliteration die Wichtigkeit des Gefühls unterstreicht. Gelegentlich wird Freundschaft mit Bildern körperlicher Nähe ausgesprochen, hier mit dem Bild einer Umarmung.⁹⁸

Zum Schluss soll noch einmal der witzige, selbstironische Mörike zu Wort kommen, der sich hier wiederum effektiv der Alltagssprache bedient. In einem Brief an Wilhelm Hartlaub vom 23. Juni 1855 beschreibt er sich selbst:

Letzten Dienstag hab ich mich richtig daguerrotypisieren lassen – aber Affenschande! Ein uralter, grämlicher Kanzleirathskopf mit halboffnem latschigem Maul – für 4 f 30 x das Stück – kam zum Vorschein. Die weißwolkige Sonne drückte mich – (es wurde in einem Garten gemacht) und, kurz, nicht zu brauchen.⁹⁹

⁹⁵ *HKG* 19.1, S. 79.

⁹⁶ Eduard Mörike an Wilhelm Hartlaub, 11. April 1858, *HKG* 17, S. 41.

⁹⁷ 14. März 1828, *HKG* 10, S. 200.

⁹⁸ Z. B. Eduard Mörike an Johannes Mährlen, 10. September 1827, ebd., S. 173.

⁹⁹ *HKG* 16, S. 221.